

dtv



INGE DEUTSCHKRON

**Ich trug den gelben Stern,  
und was kam danach?**

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Inge Deutschkron  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Ich trug den gelben Stern (dtv 30000)  
Mein Leben nach dem Überleben (dtv 30789)

Auf der Website [www.dtv.de](http://www.dtv.de) findet sich ein Personenregister  
zum vorliegenden Band.

Aktualisierte und überarbeitete Neuausgabe  
Oktober 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise  
Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Redaktion und Satz: Lektüre Verlagsbüro, Olaf Benzinger, Germering  
Gesetzt aus der Bembo 10,5/13'

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34563-7

# Inhalt

1. »Du bist Jüdin« . . . . .	7
2. Wechselvolle Schulzeit . . . . .	22
3. Der 9. November . . . . .	34
4. England antwortet nicht . . . . .	44
5. In Berlin gehen die Lichter aus . . . . .	57
6. Blindenwerkstatt Otto Weidt . . . . .	72
7. Vorhof der Hölle . . . . .	84
8. Die »Listen« . . . . .	93
9. Untergetaucht . . . . .	107
10. Von einem Versteck ins andere . . . . .	119
11. In »Sicherheit« . . . . .	134
12. Ausgebombt . . . . .	144
13. Menschliches, Allzumenschliches . . . . .	156
14. Nazis und andere . . . . .	166
15. Flüchtlinge aus Guben . . . . .	174
16. »Bleib übrig« . . . . .	185
17. Endspurt . . . . .	194
18. Vom Gestern zum Morgen . . . . .	202
19. Die sogenannte Stunde null . . . . .	215
20. Ein Traum wird zerstört . . . . .	231
21. »Bekanntschaffen« . . . . .	247
22. »Ich habe manchmal Heimweh, ich weiß nur nicht wonach« (Mascha Kaleko) . . . . .	259
23. Auf der Reise zum Beruf . . . . .	279
24. Das Provisorium . . . . .	289
25. Ohrfeigen . . . . .	301
26. Ein »anderes« Deutschland? . . . . .	318
27. »Ach, wär ich doch kein Deutscher!« . . . . .	339
28. Justiz mit zweierlei Maß . . . . .	355
29. Das Milliardending . . . . .	373
30. ... und am Anfang war es peinlich . . . . .	387

31. Die Abrechnung . . . . .	404
32. »Der Brief« . . . . .	417
33. Die unkündbare Lebensversicherung . . . . .	431
34. Von Krieg und Frieden . . . . .	451
35. Nahöstliche Bilanz . . . . .	471
36. »Sara« oder: Ein Theaterstück verlässt die Bühne . . . . .	491
Anmerkungen . . . . .	501
Zur Person . . . . .	512



Meine Eltern – Rast am Ende eines langen, schweren Weges.

# I

## »Du bist Jüdin«

»Du bist Jüdin«, hörte ich die Stimme meiner Mutter. »Du musst den anderen zeigen, dass du deshalb nicht geringer bist als sie.«

Was war das, eine »Jüdin«? Ich fragte nicht danach, denn meine Aufmerksamkeit galt dem, was sich auf der Hufelandstraße im Berliner Nordosten abspielte, auf die ich aus dem Fenster meines Zimmers schaute. Das tat ich gerne, denn obgleich die Hufelandstraße nur eine stille Nebenstraße war, gab es für ein zehnjähriges Mädchen viel zu beobachten. Ich sah anderen Kindern beim Spielen zu. Meine Eltern hatten mir untersagt, auf der Straße zu spielen. Sie meinten, dort lauerten zu viele Gefahren für ein kleines Mädchen. Das Verbot erschien mir sehr hart. Obgleich ich alle Kinder bei ihrem Namen kannte, konnte ich an ihren Spielen nur aus der Ferne meines Beobachtungspostens teilnehmen. Das war bitter.

Meine Mutter bemühte sich darum, mir verständlich zu machen, was sie gesagt hatte. Ich weiß heute nicht mehr, welche Erklärung sie mir gab. Ich weiß nur, dass ich sie nicht verstand. Aber auch zu einem späteren Zeitpunkt unterließ ich es, auf dieses Thema zurückzukommen und auf eine Erläuterung zu drängen. Ich fühlte, dass ich damit für sie wie für mich Konflikte heraufbeschworen hätte. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt – Anfang des Jahres 1933 – andere Probleme, die mich viel unmittelbarer berührten. Der Übergang in die höhere Schule stand bevor.

Der Direktor des Königstadt'schen Oberlyzeums in Berlin NO, den meine Eltern mit mir aufgesucht hatten, um mich anzumelden, war offensichtlich überrascht gewesen zu erfahren, dass ich die ersten vier Schuljahre in einer weltlichen Schule im Norden Berlins absolviert hatte, in der Religion nicht auf dem Lehrplan stand und der Unterricht in einer Form gehalten wurde, die viel freier und moderner war als zu jener Zeit üblich. So

hatte er nicht ohne Sarkasmus festgestellt: »Ach was, eine weltliche Schule hat Ihre Tochter besucht?!« Nach diesem Gespräch hatte meine Mutter mir gesagt: »Du musst es ihnen zeigen, dass eine weltliche Schule eine ebenso gute, ja eine bessere Schule ist als die anderen.« Diese mütterliche Mahnung war mir sehr viel verständlicher als die Enthüllung, dass ich Jüdin sei.

Ich wusste, dass meine Eltern Sozialisten waren, und ich identifizierte mich mit ihren Anschauungen wie jedes Kind, das in einem harmonischen Familienleben heranwächst. Mein Vater war Funktionär der SPD, und seine Freizeit – über die er als Lehrer reichlich verfügte – gehörte ebenso selbstverständlich der Partei, wie es selbstverständlich war, in allen Lebensäußerungen ein bewusstes und kompromissloses Bekenntnis zum Sozialismus abzulegen, etwa Mitglied der Volksfürsorge zu sein, beim Konsum einzukaufen usw.

Die politische Überzeugung meiner Eltern teilte sich mir nicht nur mit, sie machte mich selbstbewusst und stolz. Es mag seltsam klingen, aber zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört nicht irgendeine Ferienreise oder ein kindliches Vergnügen, sondern die Tatsache, dass ich gemeinsam mit den Erwachsenen in einem verräucherten Hinterzimmer einer Berliner Kneipe sitzen und helfen durfte, Wahlflugblätter zu falten. Auch die Teilnahme am sogenannten Symbolbummel, bei dem sich Sozialdemokraten auf verkehrsreichen Straßen »zufällig« begegneten und einander mit dem Ruf »Freiheit« grüßten, war für mich ein stolzes Vergnügen. Die Kundgebungen am 1. Mai im Berliner Lustgarten ließen mich die Begeisterung spüren, die politisch engagierte Menschen beseelt und stark und einig machen kann.

Natürlich war mir die Zuspitzung des politischen Kampfes zu Beginn der dreißiger Jahre nicht entgangen. Dieser Atmosphäre konnte sich keiner entziehen, der an den politischen Vorgängen jener Zeit teilnahm. Nachdrücklich hatten sich mir die verschiedenen marschierenden Kolonnen eingeprägt: Die Kommunisten mit ihren roten Fahnen, die Schalmeien ihrer Spielmannszüge klangen mir sehr anmutig; die Männer vom Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold gehörten zu uns, das machte sie mir sympa-



thisch; die militärisch exakt ausgerichteten braunen Kolonnen der SA waren mir unheimlich. Der Anblick eines tödlich verletzten Kommunisten, der, seiner Sinne nicht mehr mächtig, die Straße entlangtorkelte, in der Kommunisten und Nazis aufeinandergestoßen waren, hat sich mir unauslöschlich eingepägt. Er verband sich für mich mit den Berichten über Straßen- und Saalschlachten, die sich die politischen Gegner – auch Kommunisten und Sozialisten – in jenen Jahren lieferten und über die ich in der Zeitung las.

Wer die Nazis waren, was sie taten und wollten, erfuhr ich aus den Äußerungen meines Vaters: »Hitler – das bedeutet Terror, Diktatur, Krieg!« Im letzten freien Wahlkampf vor der Machtübernahme Hitlers gönnte er sich keine Rast. »Berlin bleibt rot!«, rief er beschwörend in Wahlversammlungen und spontanen Straßenkundgebungen Teilnehmern und Passanten zu. Sein Engagement ließ auch nicht nach, als ein Miteinwohner im Flur unseres Hauses von einer Kugel verletzt worden war, die meinem Vater gegolten hatte.

Ogbleich ich Einzelheiten und Zusammenhänge nicht kannte und übersehen konnte, spürte ich doch die Spannung, die damals mein Elternhaus und auch die Straße beherrschte. Als anlässlich der Reichstagswahl am 5. März 1933 das Leuchtplakat »Wählt Liste I« an unserem Balkon durch Steinwürfe zerfetzt wurde, begriff ich intuitiv, dass wir, auch ich, in den Kampf mitbezogen waren.

An jenem Abend des 31. März 1933 schaute ich von meinem Fensterplatz nicht wie sonst spielenden Kindern zu. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Mich beunruhigte das unbestimmte Gefühl der Gefahr. Ich wusste, dass die Nazis für den morgigen Tag, den 1. April, den Boykott jüdischer Geschäfte als erste öffentliche Maßregelung von Juden geplant hatten. Immer wieder blickte ich in die Richtung der Kneipe an der Ecke Esmarchstraße und Pasteurstraße, die ich von meinem Fenster aus nicht sehen konnte. Ich wusste, dass dieses Lokal von Nazis bevorzugt wurde. Unwillkürlich lauschte ich auf den schnellen Schritt meines Vaters, der längst hätte zu Hause sein müssen. Auch meine Mutter war beunruhigt. Ich hörte, wie sie wieder-

holt die Wohnungstür öffnete und in das Treppenhaus und die mit Marmor getäfelte Eingangshalle lauschte. Dann trat meine Mutter ins Zimmer, zog mich vom Fenster fort und hieß mich, barscher, als sie gewiss wollte, mit unserem Mädchen Lotte Domino spielen. Sie selber blieb am Fenster zurück und starrte wie zuvor ich auf die dunkle Straße.

Ich saß bei unserem Mädchen und nahm lustlos die Domino-Steine auf. Da schrillte die Glocke der Wohnungstür. Meine Mutter erschien im Türrahmen und schaute mit starrem Blick auf unser Mädchen. Lotte saß regungslos da. In diesem Augenblick schien unsere Angst Gestalt anzunehmen und das Zimmer erdrückend auszufüllen. Dann sagte meine Mutter sehr beherrscht: »So öffnen Sie doch.« Lotte ging zur Tür. Kaum hatte meine Mutter die Stimme eines unserer politischen Freunde gehört, stürzte sie in den Flur und zog ihn in ein anderes Zimmer. Alles, was ich noch hören konnte, waren die Worte: »Ihr Mann muss sofort verschwinden!«

Der Besucher blieb nur wenige Minuten. Dann sah ich, dass auch meine Mutter sich zum Ausgehen bereit machte. Die Angst schnürte mir die Kehle zu. Aber ich fragte nichts. Es war, als sähe meine Mutter mich gar nicht. Sie erklärte, scheinbar völlig ruhig, sie wolle meinen Vater aufsuchen, der gewiss noch mitten in der Abiturientenprüfung stecke. Sie werde bald wieder zurück sein. Ohne ein weiteres Wort der Mahnung oder der Erklärung schloss sie die Wohnungstür hinter sich. Lotte hatte stumm genickt. Sie mag nicht älter als 18 Jahre gewesen sein. Ich weiß nicht, wer von uns beiden damals mehr Angst gehabt hat. Wir wandten uns wieder dem Domino zu, aber wir konnten uns nicht auf das Spiel konzentrieren. Immerzu horchten wir auf jeden Schritt im Treppenhaus und sahen uns verstört an, wenn es nicht der Klang eines gewöhnlichen Halbschuhs zu sein schien.

Ich weiß nicht, wie lange wir so gegessen hatten. Ich weiß nur, dass es längst Nacht geworden war, als meine Mutter zurückkehrte. Wieder schien sie ganz ruhig, als sie uns erzählte, mein Vater würde die Nacht bei Freunden verbringen. Eine Begründung dafür gab sie nicht, und ich begriff, dass es besser wäre, keine weiteren Fragen zu stellen. Ohne Widerspruch ließ ich mich

zu Bett schicken. Aus meinem Zimmer konnte ich aber noch hören, wie sie unserem Mädchen sagte: »Dr. Ostrowski ist verhaftet worden und auch Herr Weber. Keiner weiß, was noch alles kommen mag. Ich werde einen Koffer mit den nötigsten Sachen bereit machen. Es wird besser sein, wenn wir alle morgen nicht hier schlafen.«

Zum ersten Mal waren zwei Männer aus dem engeren Freundeskreis meiner Eltern verhaftet worden, und auch mein Vater war offensichtlich gefährdet. »Die Nazis weisen heute Abend ständig auf Ihre Wohnung«, hatte der Besucher meiner Mutter gesagt. Jeder kannte uns in dieser Gegend und unsere politische Einstellung.

Verhaftungen – das Wort hatte ich die letzte Zeit oft genug gehört und gelesen, aber es war doch ein abstrakter Begriff geblieben. An diesem Abend erhielt es für mich eine beängstigende Wirklichkeit. Damals galten die Maßnahmen der Nazis noch in erster Linie ihren politischen Gegnern und erst in zweiter den Juden. Die meisten Juden in Berlin waren politisch nicht aktiv. Das politische Engagement meines Vaters wurde von den wenigen jüdischen Freunden, die er noch aus seiner Studienzeit hatte, nicht verstanden und geringschätzig belächelt. Gelegentlich äußerten sie auch die Ansicht, dass allein Hitler Ordnung in das politische Durcheinander der Weimarer Republik bringen könnte. Die Verhaftungen jener Tage bezeichneten sie als »Übergriffe«.

Die Nacht zum 1. April verlief ruhig. Am nächsten Morgen kehrte mein Vater zurück. Mir fiel nichts Ungewöhnliches an ihm auf. Er schien heiter, und fast übermütig erzählte er, dass ihm der Vater einer Schülerin aus Freude darüber, dass seine Tochter das Abitur bestanden hatte, ein Nachtquartier angeboten hätte, als ihm die Sorgen meiner Eltern bekannt wurden. Es war ein unpolitischer jüdischer Arzt, der meinem Vater sein Sprechzimmer für die Nacht zur Verfügung stellte. Wir mussten bei seiner Erzählung über das unbequeme Lager auf der Untersuchungscouch, umgeben von ärztlichen Instrumenten und einem Skelett, das seltsame Schatten geworfen hatte, herzlich lachen. Was sich damals drohend andeutete, hatte für uns alle noch allzu sehr den Anschein des Einmaligen, des Unwirklichen, ja des Ku-

riosen. Keiner von uns konnte ahnen, dass wir eines Tages für eine solche Unterkunft von Herzen dankbar sein würden.

Draußen marschierten sie »... mit ruhig festem Tritt ...«. Demonstrativ zerrissen sie in unserer Straße die schwarzrotgoldene Fahne der Weimarer Republik in kleine Fetzen. Andere trugen Spruchbänder und Schilder mit den Parolen: »Deutsche, kauft nicht bei Juden. Das Weltjudentum will Deutschland vernichten. Deutsches Volk, wehr dich . . .!« Das konnte ich aus dem Fenster unserer Wohnung mit ansehen. Auf die Straße gingen wir an diesem Tag nicht. Meine Eltern hatten Wichtigeres zu tun. Die Türen der beiden schweren Bücherschränke im sogenannten Herrenzimmer standen weit aufgerissen. Auf dem gewaltigen schwarzen Schreibtisch, an dem mein Vater die Hefte seiner Schüler korrigierte, türmten sich Broschüren, Papiere und Bücher in wüstem Durcheinander. Schonungslos lichtete meine Mutter die Reihen der Bücher, während mein Vater ein wenig hilflos und unglücklich danebenstand. Bücher gehörten zu den heiligsten Besitztümern meiner Eltern. Ein Buch war das erste Stück gewesen, das sie sich nach ihrer Heirat gemeinsam angeschafft hatten. Noch blieben die Werke der politischen Klassiker wie Marx und Engels von der Aussortierung unberührt. Sie erhielten lediglich andere Plätze, an denen sie nicht sogleich ins Auge fielen. Damals meinten auch meine Eltern noch, dass die Existenz dieser Werke und ihre Lehren doch nicht einfach gezeugnet werden könnten. Wichtiger schien es, jene Broschüren mit militantem politischem Inhalt, die Aufforderungen zum Kampf gegen den Nationalsozialismus enthielten, und die provokatorischen Reden, die mein Vater in säuberlich gebündelten Manuskripten aufbewahrte, zu beseitigen. Um jedes Pamphlet gab es so etwas wie einen kleinen Kampf zwischen meinen Eltern. Wenn mein Vater ein bereits zur Vernichtung verdammtes Bändchen aufnahm, noch einmal darin blätterte und zweifelnd fragte: »Meinst du wirklich?«, dann konnte meine Mutter, die stets die Aktivere von beiden war und ein fein entwickeltes Gespür für Gefahren hatte, geradezu unwirsch reagieren.

In unregelmäßigen Abständen erschien Lotte mit einem gewaltigen Waschkorb im Herrenzimmer, um einzusammeln, was

meine Mutter aussortiert hatte. Bücher und Schriften, die von meinen Eltern stets sorgsam bewahrt worden waren, packte Lotte nun rücksichtslos und warf sie in ihren Korb. Während meine Eltern nach der Radikalrevision der Bücherschränke den Inhalt des Schreibtisches einer ebenso rigorosen Prüfung unterzogen und damit einige Stunden beschäftigt waren, musste sich Lotte um die Vernichtung der Bücher und Manuskripte bemühen. Das wäre in der Waschküche, die sich im Keller des Mietshauses befand, gewiss ein Leichtes gewesen, aber das hätte sowohl bei der Portiersfrau wie auch bei den Nachbarn unweigerlich Verdacht erregt.

Über Nacht hatte sich das Misstrauen in unser Leben eingeschlichen. Wie unsere Nachbarn dachten, das wussten wir nicht. Über einen unverbindlichen Gruß im Treppenhaus hinaus hatte es keine Kontakte gegeben. Konnten wir sicher sein, dass aus so indifferenten Nachbarn über Nacht nicht überzeugte oder opportunistische Anhänger der neuen Ordnung geworden waren? Dann aber bedeuteten sie eine Gefahr für uns, deren Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nie geleugnet worden war. Früher hatten wir uns nicht darum gekümmert, wes Geistes Kind der Nachbar war. Nun beobachteten wir unwillkürlich, ob in seinen Bewegungen, seinen Blicken etwas entdeckt werden konnte, was auf seine Einstellung schließen ließ.

Nein, es war undenkbar, die unumgängliche Vernichtung der aussortierten Bücher und Schriften gewissermaßen vor dem Forum aller Nachbarn in der Waschküche vorzunehmen. Das konnte und musste in unserem Küchenherd bewältigt werden. Er war diesen Papiermassen nicht gewachsen. In kürzester Zeit war unsere Küche vom Qualm erfüllt. Das ergab ein neues, unerwartetes Problem. Wir konnten nicht wagen, den Qualm durch unser Küchenfenster in den Hof abziehen zu lassen. Die Bewohner der Hinterhäuser hätten Verdacht geschöpft und uns Polizei oder Feuerwehr ins Haus geschickt. Diese Hinterhäuser, die als Seitenflügel und Quergebäude den engen Hof umschlossen, hatte ich nie betreten. Ich wusste nur, dass dort arme Leute lebten, ohne dass der Begriff Armut recht klar war. An diesem Tag erschienen die Hinterhäuser mit Leben erfüllt. Aus Rund-

funkgeräten dröhnten Marschmelodien in den Hof. In den Treppenhäusern herrschte geschäftiges Kommen und Gehen.

Lotte scheuchte mich vom Küchenfenster fort, das nur einen Spalt offenstand, um wenigstens einen Teil des Rauches unauffällig abziehen zu lassen. Wie eine Hexe aus dem Märchen stand Lotte am Herd, Gesicht und Hände geschwärzt vom Ruß und verzweifelt darum bemüht, den Papierberg zu »verarbeiten«. Ich verließ die Küche mit der strengen Mahnung von Lotte, ja nicht wiederzukommen oder die Küchentür offenstehen zu lassen. Es war äußerst ungemütlich für ein kleines Mädchen, das an dem geschäftigen Treiben der Erwachsenen nicht teilnehmen durfte und ihnen im Wege stand, das aber auf seine Weise sich vor dem Unbestimmten fürchtete, das diese unverständlichen und unheimlichen Aktivitäten veranlasste. Wer hätte mir damals erklären können, was 1933 in Deutschland vor sich ging? Warum Menschen wegen ihrer dunklen Hautfarbe, ihres Glaubens oder ihrer politischen Überzeugung verfolgt, erniedrigt und gepeinigt wurden? Habe ich es später verstanden? Ich glaube nicht.

Als die Flammen im Kochherd erloschen und das letzte Papier zu Asche verglommen war, atmeten wir auf. Meine Mutter überlegte bereits, was als Nächstes getan werden musste. »Sobald es dunkel wird, fahren wir nach Spandau«, entschied sie. Das hörte ich gerne. In Spandau wohnte Tante Elsa Hannes, eine Schwester meines Vaters, mit ihrem Mann. Sie hatten selber keine Kinder und verwöhnten mich bei jeder Gelegenheit. Die Hannes waren wohlhabende Leute, denen in Spandau ein Herren- und Knabenbekleidungshaus gehörte. Bei ihnen gab es im Überfluss, was in unserem sparsamen Beamtenhaushalt nur selten auf den Tisch kam.

Am Abend dieses 1. April verließen wir das Haus. Wir vermieden jedes laute Geräusch. Fast schlichen wir uns davon. Nach dem Lärm des Tages, nach Trommeln, Querpfeifen und Marschmusik war die Stille des Abends fast spürbar. Wir trafen nur wenige Menschen auf der Straße. An einigen jüdischen Geschäften waren Spuren des Geschehens zu erkennen. Ein Davidstern in weißer Ölfarbe auf eine Schaufensterscheibe gemalt oder Glasscherben auf dem Pflaster vor einem Geschäft, die darauf hin-

deuteten, dass es hinter den herabgelassenen Rollläden keine Scheiben mehr gab. Das war alles, was wir an diesem Abend sehen konnten. Ich bin überzeugt, dass meine Eltern sich angesichts dieses friedlichen Abends fragten, ob wir nicht auch hätten zu Hause bleiben können und ob alles, was wir in den letzten Tagen erlebt hatten, nicht mehr als ein böser Spuk war, der so schnell, wie er gekommen war, wieder verschwinden würde.

Was wir in Spandau zu hören bekamen, wirkte ebenfalls beruhigend. Gewiss, SA-Posten hatten vor dem Geschäft von Onkel Hannes gestanden. Einer dieser SA-Männer hatte sich sogar entschuldigt: »Es ist nur so eine Maßnahme ...« Gute Kunden hatten, ohne belästigt zu werden, das Geschäft betreten können. Es herrschte eine seltsame Stimmung an jenem Abend. Es war, als hätte die Hoffnung, dass alles doch noch gut werden könnte, ein Stückchen Wirklichkeit gewonnen.

Nach diesem Ausflug nach Spandau, der mehrere Tage gedauert hatte, waren wir wieder in unsere Wohnung zurückgekehrt. Mir schien es dennoch nicht mehr das gleiche »Zuhause« zu sein. Mit ihm verband sich nicht mehr das einstige Gefühl der Geborgenheit. Immer wieder horchte ich auf Schritte im Treppenhaus, als könnten sie eine nahende Gefahr ankündigen. Meine Eltern schienen nicht mehr so besorgt zu sein. Einige unserer Freunde waren aus der Gestapo-Haft in der Prinz-Albrecht-Straße entlassen worden. Ich hörte nur Bruchstücke ihrer Berichte: »... da war ein langer Gang, durch den ich rennen sollte, und als ich ihrem Befehl nicht schnell genug folgte, schlugen sie aus allen Richtungen auf mich ein, bis ich wie bewusstlos dahintorkelte ...« Andere schwiegen über ihre Erlebnisse, und wieder andere gelangten nie mehr in die Freiheit. Sie wurden sofort in ein Konzentrationslager eingewiesen, und nur die wenigsten von ihnen überlebten. Der Begriff Konzentrationslager hatte damals noch nicht die Bedeutung erlangt wie heute. Hinter vorgehaltener Hand wurden Namen genannt: Oranienburg oder Dachau.

Eine Woche später erhielt mein Vater ein Schreiben des Provinzialschulkollegiums. Es enthielt die Mitteilung, dass das erste von der neuen Reichsregierung gegen ihre politischen Gegner und gegen Juden erlassene Gesetz auch gegen meinen Vater an-

gewandt wurde. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er erblasste und jeden Satz, jedes Komma dieses Schreibens genau studierte, als könnte er in ihm doch noch einen anderen Sinn finden. Der Text war eindeutig. Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums bestimmte die Entlassung all derer aus dem Staatsdienst, deren »politische Betätigung nicht die Gewähr dafür bot«, dass sie jederzeit rückhaltlos für den Nationalstaat eintreten würden, und solcher, die nichtarischer Abstammung waren, sofern sie nicht als Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg gedient hatten. Mein Vater hatte als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Mit Stolz hatte meine Großmutter stets erwähnt, dass ihre drei Söhne ihre Pflicht gegenüber dem »Vaterland« erfüllt hätten. Auf meinen Vater traf also jene Bestimmung des Gesetzes nicht zu, die sich gegen »nichtarische« Beamte richtete. Seine politische Einstellung und Betätigung waren der Grund seiner Entlassung. Diese gesetzliche Maßnahme bedeutete für die davon Betroffenen praktisch die Vernichtung ihrer beruflichen Existenz. Von einem Tag zum anderen waren sie ihrer Posten enthoben und wurden damit zunächst arbeitslos. Drei Monate wurden ihnen noch die vollen Bezüge belassen, danach sollte denjenigen, die über zehn Jahre im öffentlichen Dienst gestanden hatten, das Recht auf drei Viertel ihrer Pension zugestanden werden. Ob und wie sie wieder in den Arbeitsprozess eingegliedert werden sollten, blieb völlig offen.

Unsere jüdischen Freunde, die nicht von den neuen Gesetzen betroffen waren, klopfen meinen Eltern auf die Schulter und meinten, es würde sich schon irgendeine Lösung aus der Misere finden lassen. Jemand wie Hitler hätte schließlich kommen müssen, um der Arbeitslosigkeit und der Ausbeutung Deutschlands durch die Alliierten ein Ende zu machen. So hätte es doch nicht weitergehen können. Sie zitierten dann das Beispiel Mussolini und die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe. So und nicht anders würde es mit Hitler auch werden.

Dass auch unter Mussolini Menschen ihrer Gesinnung wegen sterben müssen, wurde in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Für diejenigen, die schon damals Deutschland liebten, weil ihnen die neuen Gesetze keinerlei Existenzmöglichkei-



ten boten, hatten die meisten Juden in Berlin nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Wie konnte man sich nur so von Panik erfassen lassen! Auch meinen Eltern erschien der Gedanke an eine Auswanderung absurd. »Ich bin schließlich preußischer Beamter, der nicht einfach alles im Stich lassen kann«, meinte mein Vater.

Die Hoffnung, dass sich in nicht allzu ferner Zeit alles wieder zum Besseren wenden könnte, war keineswegs erloschen. Überdies galt auch für die Juden in Deutschland das Gesetz der Gewöhnung. Man gewöhnte sich an die Tatsache, als Jude diskriminiert zu werden. Man nahm es hin und richtete sich ein. Der Grundsatz, dass Juden, die im Ersten Weltkrieg gedient hatten, nicht zu maßregeln seien, sofern sie nicht politisch antinationalsozialistisch engagiert waren, wurde im Wesentlichen eingehalten. Um die »privilegierte« Stellung dieser Juden zu betonen, wurde ihnen noch im August 1935 »im Namen des Führers und Reichskanzlers« das von Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz für Frontkämpfer zur Erinnerung an den Ersten Weltkrieg überreicht. Auch mein Vater wurde aus diesem Anlass auf unser Polizeirevier in der Grolmannstraße bestellt. Es war eine groteske Situation: Vor ihm, dem wegen seiner politischen Einstellung gemäßregelten Juden, salutierten die diensthabenden Polizeibeamten, um ihm für seinen Einsatz im Ersten Weltkrieg zu danken. Mit Handschlag gratulierten sie ihm zu der Ehrung, die sie im Auftrag des Führers und Reichskanzlers vornehmen durften. Die vom Polizeipräsidenten Berlins unterzeichnete Ehrenurkunde befindet sich noch heute im Nachlass meines Vaters. Allerdings galt diese Sonderstellung der ehemaligen Frontkämpfer nicht für die Provinz, wo Ausschreitungen auch vor ehemaligen Frontkämpfern nicht haltmachten.

Die politischen Parteien und die Gewerkschaften waren zerschlagen, ihre Führer verhaftet. Widerstand Einzelner gegen die Übermacht des Staates schien sinnlos zu sein. Der Massenrausch der Sieger hielt an. Der 1. Mai 1933 war für uns besonders schwer zu ertragen. Gewaltige Marschblöcke von HJ, SA, SS zogen durch Berlin. Spielmannszüge begleiteten sie mit Marschmusik. Immer wieder von neuem brandete Gesang auf: »Es zittern die morschen Knochen ...« oder » ... wenn's Judenblut vom

Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut ...« Wir schlossen an diesem 1. Mai die Fenster, um nicht zu hören, wie dieser Tag von den neuen Machthabern politisch verwandelt und geschändet wurde.

Die durch die vorzeitige Pensionierung erzwungene Untätigkeit war für meinen Vater eine schwer erträgliche psychische Belastung. Ihm waren zwar drei Viertel seines Ruhegehalts zugestanden worden, aber es reichte nicht aus, den Lebensunterhalt zu bestreiten. Was sollte er tun? Er konnte sich nicht in dieser neuen Situation zurechtfinden. Freunde, die sich in einer ähnlichen Lage wie er befanden, holten ihn aus seinen Grübeleien. Überdies konnte es nachteilig sein, sich ständig zu Hause aufzuhalten. So verlagerte sich unser Leben im Sommer 1933 in eine jener zahlreichen Berliner Schrebergartenkolonien. Freunde meiner Eltern, der einstige Gewerkschaftsfunktionär und Metallarbeiter Kurt Hähnel und der einstige Stadtrat und Drucker Hans Weber, besaßen eine solche Laube mit dazugehörigem Gartenland. Dort traf sich ein kleiner Kreis jener, die wie meine Eltern wegen ihrer politischen Betätigung vom sogenannten Dritten Reich ausgeschieden worden waren. Dazu gehörte der Tischler Paul Garn, ein großer, kräftiger Mann mit gütigen Augen. Auch er war wegen seiner Aktivität für die SPD arbeitslos geworden. Für ihn war damit eine Welt zusammengebrochen. An Hans Weber erinnere ich mich nur als an einen hageren, ergrauten Mann, der selten lachte. Er schien über die Ereignisse und Vorgänge, deren Zeuge er geworden war, mehr zu meditieren, als dass er entschlossen Stellung bezogen hätte. Meine ganze Sympathie gehörte dem hünenhaften Kurt Hähnel und seiner Frau. Beide waren wohl die Jüngsten in diesem Kreis und fanden trotz ihrer eigenen Sorgen immer wieder auch ein gutes Wort für mich. Aber das war es nicht allein, was sie mir so sympathisch machte. Von ihnen gingen Energie und Bereitschaft zum Kampf aus, während die anderen sowie auch mein Vater resignierten. An Wochenenden erweiterte sich dieser Kreis ehemaliger Kampfgefährten aus der SPD. Ich erinnere mich besonders an den Sattler Jakob Hein und an die Familie Richard Junghans, weil unsere Verbindung zu ihnen auch später nicht abbrach. Die Männer beschäftigten sich mit Gar-

tenarbeit oder spielten Skat. So verging der Sommer 1933 in den Lauben von Webers und Hähnels.

Natürlich beherrschten die politische Lage und ihre Entwicklung alle Gespräche in diesem Kreis. Jeder der Betroffenen war der Überzeugung, dass der nationalsozialistische Spuk im Höchstfall drei Monate dauern könnte. Auch das war die seltsame Blüte einer irrationalen Hoffnung, denn die gleichen Menschen hatten zuvor ihre deutschen Mitbürger vor Hitler gewarnt: »Hitler bedeutet Krieg!« Nun war Hitler an der Macht, und nichts deutete zunächst darauf hin, dass ihm diese Macht genommen werden könnte.

Meine Eltern beschlossen, in eine Gegend Berlins umzuziehen, in der sie und ihre politische Einstellung nicht bekannt waren. In einem Gartenhaus in der Uhlandstraße im Westen Berlins fanden sie eine kleinere Wohnung. Der Zufall wollte es, dass ein auch aus politischen Gründen suspendierter Rektor einer weltlichen Schule, Walter Rieck, in dem gleichen Haus in der Uhlandstraße eine Wohnung über uns bezog. Durch seine Vermittlung konnte bald darauf einer seiner Kollegen, Dr. Thaus, dem das gleiche Schicksal widerfahren war, ebenfalls in eine Wohnung dieses Hauses einziehen. Für unsere drei Familien brachte das erhebliche Vorteile mit sich. Allein die neue Nachbarschaft von Gesinnungsgenossen war in diesen schwierigen Zeiten von großem Wert. Alle drei Familien hatten zunächst mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Dreiviertel-Pension bot keine ausreichende materielle Basis. Dr. Thaus übernahm Adressenschreiben als zusätzliche Einnahmequelle. Wir alle halfen bei dieser mühseligen Arbeit, sobald wir Zeit dazu fanden. Ich tat es im Unterschied zu den Erwachsenen gern. Frau Jenny Rieck begann wieder zu schneiden und ernährte damit ihre Familie. Mein Vater gab Ausländern Deutschunterricht. Zu seinen Schülern gehörten vornehmlich chinesische Studenten, die zu jener Zeit in großer Zahl an der Berliner Universität studierten. Als er später eine andere Beschäftigung fand, übernahm Dr. Thaus diese Nachhilfestunden.

Den Mitbewohnern unseres Hauses konnte der enge Kontakt dieser drei Familien nicht entgehen. Es verging kein Tag, an dem

wir nicht in einer der drei Wohnungen zusammenkamen. Dabei wurden natürlich in erster Linie die innen- und außenpolitischen Vorgänge und Ereignisse diskutiert. Als der Röhms-Putsch am 30. Juni 1934 bekannt wurde, schien sich der Zusammenbruch des Hitler-Regimes anzukündigen. Im engsten Kreis um Adolf Hitler hatte die Selbsterfleischung offensichtlich begonnen.

Uns störte es nicht, dass die enge Beziehung zwischen diesen drei Familien von anderen im Haus beobachtet wurde. Die neue Umgebung, in der uns niemand kennen konnte, hatte uns die Gefahren vergessen lassen, die mit einer politischen Gegnerschaft gegen das neue Regime verbunden waren. Wir wurden sehr unsanft daran erinnert, als eines Morgens zwei Beamte der Geheimen Staatspolizei erschienen und einen Haussuchungsbeehl vorwiesen. Meine Mutter und ich waren allein zu Hause.

Ich wurde in die Küche geschickt und vertiefte mich in ein Buch. So geschah es, dass ich die Gefahr nicht spürte, in der sich meine Mutter befand. Wenn ich daran denke, schäme ich mich noch heute, damals »versagt« zu haben. Als die Beamten schließlich unsere Wohnung verlassen hatten, fragte meine Mutter, warum ich nicht Riecks über das Erscheinen der Gestapo bei uns informiert hätte. Da wurde mir mein Versäumnis mit einem Schlag bewusst. Ich war elf Jahre alt, aber ich empfand es als schweren Makel, auf die Gefahr nicht reagiert zu haben.

Die beiden Gestapo-Beamten hatten eine Stunde lang in allen Schubfächern und Schränken unserer Wohnung gewühlt. Was sie schließlich als Ergebnis ihrer Aktion beschlagnahmten, waren zwei Broschüren: »Marx und die Juden« und »Heinrich Heine«.

Wie sich herausstellte, hatten sie erwartet, bei uns und bei Riecks, die anschließend ebenfalls eine Haussuchung mit ähnlichem Ergebnis über sich ergehen lassen mussten, belastendes Material über unsere konspirative Arbeit zu finden. Sie machten kein Hehl daraus, dass wir und Riecks von den unter uns wohnenden Mietern angezeigt worden waren. Die in diesem Zusammenhang geäußerten Verdächtigungen zeugten von einer geradezu grotesken Phantasie. Dr. Thaus, der auf Reisen war, sollte danach den Riecks Nachrichten und Meldungen übermittelt ha-